

Fritz Bauer Institut  
Studien- und Dokumentationszentrum zur  
Geschichte und Wirkung des Holocaust

Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Band 6

Stephan Braese, Dr. phil., Literaturwissenschaftler und Lehrbeauftragter an den Universitäten Hamburg und Bremen.  
Holger Gehle, Dr. phil., Literaturwissenschaftler und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität/GH Siegen.  
Doron Kiesel, Dr. phil., Professor für Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der FH Erfurt.  
Hanno Loewy, Literaturwissenschaftler und Direktor des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt am Main

Stephan Braese, Holger Gehle, Doron Kiesel,  
Hanno Loewy (Hg.)

# Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

- 27 Améry, *Jenseits*, S. 112 f.  
 28 Ebd., S. 117.  
 29 Ebd., S. 149.  
 30 »Anti-Antisemitismus. Stachel der Deutschen«, in: *Der Spiegel*, 1.8.1966, S. 67.  
 31 Horst Krüger, »Bericht vom beschädigten Leben. Jean Amérys Essayband ›Jenseits von Schuld und Sühne‹«, in: *Die Zeit*, 23.9.1966, S. X.  
 32 Vgl. Alfred Andersch, »Anzeige einer Rückkehr des Geistes als Person«, zuletzt in: Alfred Andersch, *Die Blindheit des Kunstwerks*, Zürich 1979, S. 125-143; dort: S. 140. [Zuerst in Merkur 279, 1971.]  
 33 Irene Heidelberger-Leonard, »Schein und Sein in ›Efraim‹. Eine Auseinandersetzung von Alfred Andersch mit Jean Améry«, in: *Études germaniques*, 36. Jg., H. 2 (1981), S. 189.  
 34 Alfred Andersch, *Efraim*. Zürich 1993, S. 39. [Erstausgabe 1967.]  
 35 Jean Améry, »›Efraim‹ – oder die kluge Skepsis«, in: *Tages-Anzeiger* (Zürich), 4.11.1967; abgedruckt in: *Über Alfred Andersch*. Zürich 1974, S. 90-95.  
 36 Ruth Klüger, »Gibt es ein ›Judenproblem‹ in der deutschen Nachkriegsliteratur?«, in: Ruth Klüger, *Katastrophen: Über deutsche Literatur*. Göttingen 1994, S. 19.  
 37 Ebd., S. 21.  
 38 Ingeborg Bachmann, »Drei Wege zum See«, in: Ingeborg Bachmann, *Werke*. Hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum. 3. Aufl., München, Zürich 1983, S. 421.  
 39 Ebd.  
 40 Irene Heidelberger-Leonard, »Versuchte Nähe. Jean Améry und Ingeborg Bachmann«, in: *Literarität* (Salzburg), H. 2 (1994), S. 28.  
 41 Bachmann, »Drei Wege«, S. 453.  
 42 Ebd., S. 453 f.  
 43 Vgl. hierzu Robert Schindels Beitrag »Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt« beim Wiener Améry-Symposium von 1992; in: Stephan Steiner (Hg.), *Jean Améry (Hans Maier)*. Basel, Frankfurt am Main 1996, S. 51-62 –, wo es zuletzt heißt: »Das Aufsichnehmen dessen, wozu einen die Welt ohnedies macht, also sein Judentum als Erinnerung und Widerstand leben, meinerwegen auch – wie Améry – als Stachel, bietet jenseits von Israel eine Chance heimisch zu bleiben, insofern dieser Planet überhaupt sich zur Heimstatt noch eignen wird. Amérys Selbstmord in Salzburg war Ende und Begriff jener gefolterten Generation. Wir, die Nachgeborenen, leben sie weiter, ohne, so hoffe ich, ihren Tod teilen zu müssen.«  
 44 Ruth Beckermann, »Unter der Bank gelesen. Jean Améry und Österreich«, in: Stephan Steiner (Hg.), *Jean Améry (Hans Maier)*. Basel, Frankfurt am Main 1996, S. 167.

## Die hohle Sprache

### Die Debatte um George Steiners Das hohle Wunder

Amir Eshel

I

»Zugegeben: Deutschland nach dem Krieg ist ein Wunder. Aber es ist ein recht seltsames, ein sehr wunderliches Wunder. An der Oberfläche gedeiht und pulsiert das Leben prachtvoll, doch im Inneren herrscht eine krankhafte Stille.«

Mit diesen beunruhigenden Worten beginnt der Essay *The Hollow Miracle*, Das hohle Wunder, den George Steiner im Februar 1960 in der amerikanischen Wochenzeitung *The Reporter* veröffentlichte. Steiners Essay, der in den Vereinigten Staaten für ein beträchtliches Aufsehen sorgte<sup>1</sup>, löste auch in Deutschland energische Reaktionen aus. Die Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter* sah sich sogar 1963 aufgefordert, Steiners Aufsatz, zusammen mit zwei weiteren Wortmeldungen zum Thema *Nachkriegsdeutschland* aus den USA, ein ganzes Heft zu widmen. Im folgenden möchte ich die wesentliche Thesen von Steiners Intervention sowie einige der unmittelbaren Stellungnahmen von »deutscher« Seite vorstellen. Gerade in dem kaum reflektierten Affekt der intervenierenden Autoren offenbart sich die Hohlheit einer Diskussion, die zwar lange zurückliegt, doch immer noch relevant zu sein scheint.

Friedrich Handt stellte für die Redaktion von *Sprache im technischen Zeitalter* die Essays von George Steiner, John McCormick und Hans Habe folgendermaßen vor:

»Die Autoren kommen (...) zu skeptischen Schlussfolgerungen und neigen übereinstimmend zu der Feststellung, daß die deutsche Kultur und vor allem die Literatur durch ein Sprachverderbnis sondergleichen und durch eine unübersehbare, nur durch das äußere ›Wirtschaftswunder‹ kaschierte Erstarrung der Begriffe nicht mehr in der Lage seien, neue und überdurchschnittliche Leistungen hervorzubringen.«<sup>2</sup>

Der gekränkte Tonfall von Handt stellte keine Ausnahme dar. Vier Jahre später, als George Steiner 1967 *The Hollow Miracle* für seinen Sammelband *Language and Silence* vorbereitete, sah er sich veranlaßt, seinen Standpunkt durch eine erhellende Fußnote zu ergänzen:

»Wenn ich ›Das hohle Wunder‹ in diesem Buche erneut vorstelle, so geschieht es, weil ich der Meinung bin, daß es sich bei den Wechselbeziehungen zwischen Sprache und politischer Unmenschlichkeit um einen Gegenstand von sehr ernster Bedeutung handelt; und weil ich glaube, daß sich dieses mit besonders tragischer Dringlichkeit ablesen läßt am Gebrauch der deutschen Sprache während der Nazi-Periode und an der Vergeßlichkeits-Akrobatik, die dem Sturz Hitlers nachfolgte.«

»Ich glaube«, unterstreicht George Steiner 1967, »daß seine Beweisführung im Großen und Ganzen gültig geblieben ist.«<sup>3</sup> Um aus heutiger Sicht nachvollziehen zu können, was den Aufruhr verursachte, möchte ich mich zunächst Steiners Argumentation in *Das hohle Wunder* zuwenden:

»(...) Was in Deutschland so tot und abgestorben wirkt, ist die Sprache. Man schlage nur die Tageszeitungen auf, die Illustrierten, die Flut der populären und gelehrten Bücher, die sich aus den neuen Drukkerpressen ergießt; man höre sich im Theater ein neues deutsches Stück an, achte auf die Sprache, die im Radio oder im Bundestag gesprochen wird. Das ist nicht die Sprache von Goethe, Lessing, Heine und Nietzsche, auch nicht die von Thomas Mann. Etwas ungeheuer Verderbliches ist mit dieser Sprache passiert – sie macht Krach...«<sup>4</sup>

Dieser Diagnose legt der Autor eine stark metaphorisierende theoretische Prämisse zugrunde:

»Sprachen sind lebendige Organismen. Unendlich komplex in sich, doch nichtsdestoweniger zusammenhängende Organismen. In sich tragen sie eine bestimmte Lebenskraft sowie gewisse Kräfte zum Absorbieren und Wachsen. Aber sie können ebensogut auch verfallen und absterben.«<sup>5</sup>

So wie das Lateinische weiterhin gesprochen wurde, nachdem die »Lebensquelle der römischen Zivilisation längst versiegt« war, herrscht in Deutschland, so Steiner, »inmitten des Wunders der materiellen Wiederauferstehung (...) eine tiefergehende geistige Totenstille, herrscht ein Hang zur Trivialität und Verstellung vor.«<sup>6</sup>

Die deutsche Sprache sei am lebendigsten gewesen, bevor es einen einheitlichen deutschen Staat gab. Steiner führt weiter aus: »Die dichterischen Genies eines Luther, Goethe, Schiller, Kleist, Heine und zum Teil

auch das von Nietzsche, gehen der Gründung der deutschen Nation voraus.«<sup>7</sup>

Diese Dichter, die zum größten Teil noch in einem Deutschland aus Partikularstaaten lebten, ließen sich – dieser Argumentation zufolge – nicht vom Sog des preußisch-germanischen Nationalbewußtseins nach 1870 einfangen.

Indes: »Die Elemente der Auflösung«, betont Steiner, »trugen bereits die Amtssprache und die ›offizielle Literatur‹ zu Bismarcks Zeiten in sich. Es war die Zeit der militanten Historiker und der unverständlichen Metaphysiker – der humorlosen wichtigtuenden Mandarine des neuen Preußenreichs, die aus dem Begriff ›germanisch‹ ein Äquivalent für plumpe Wichtigtuerei gemacht haben.«

»Als 1914 die Soldaten in den Krieg marschierten«, setzt Steiner seinen geschichtlichen Streifzug fort, »zogen auch die Worte in den Krieg.«<sup>8</sup> In der Sprache, nämlich in dem Gerede vom »Dolchstoß in den Rücken«, setzten sich die Anzeichen für die Auflösung der Sprache fort. Es hat zwar viele Deutsche gegeben – die Gebrüder Mann, Brecht oder Kollwitz –, die solches Gerede vom »im Felde unbesiegtten Heer« als Legende durchschauten, die sich dem Militarismus und der anschwellenden Rassen-Arroganz nicht beugten. Das Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930 brachte die lyrischen Meisterwerke Rilkes, Manns *Zauberberg*, Kafkas *Schloß*, Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* und den *Blauen Engel*. Doch diese Zeit sollte nur eine kurze Atempause bleiben.«<sup>9</sup>

Die Präpadeutik abgeschlossen, kann nun Steiner zum Kern seines Essays kommen:

»Dabei wollen wir ein Faktum nicht aus dem Auge lassen: die deutsche Sprache war an den Schreckenstaten des Nazismus nicht ganz unschuldig. Es ist kein bloßer Zufall, daß ein Hitler, ein Goebbels, ein Himmler deutsch sprachen. Das Nazitum fand in dieser Sprache genau vor, was es brauchte, um seiner Grausamkeit Stimme und Nachdruck zu verleihen. Hitler vernahm in seiner Muttersprache die latente Hysterie, das geistige Durcheinander, die Eigenschaft zur hypnotischen Trance, er tauchte mit untrüglichen Gespür ins Unterholz dieser Sprache, in jene Zone des embryonalen Aufschreis und der Finsternis, die der artikulierten Rede vorangehen und sich bilden, bevor das Wort sich einstellt. Er spürte in der deutschen Sprache eine andere Musik als die von Goethe, Heine oder Mann auf; eine rauhe, krächzende Kadenz, halb nebulöses Kauderwelsch, halb Gossenjargon. Und das deutsche Volk, anstatt sich

ungläubig und angeekelt abzuwenden, gab dem Gebrüll des Mannes einen massiven Widerhall.«<sup>10</sup>

So konnte es dazu kommen, meint Steiner, daß »Männer, die Ätzkalk in die Kanalisationsrohre von Warschau gossen, um die noch lebenden zu töten, und den Gestank der Toten zu ersticken, (...) darüber in Briefen nach Hause berichtet [haben]. Sie sprachen davon, sie hätten »Ungeziefer ausgerottet«. (...) Eine Sprache, aus der die Hölle spricht,/nimmt auch die Gewohnheiten der Hölle in ihrer Syntax an.«<sup>11</sup>

Steiner betont: »Benutzt man eine Sprache dazu, um Belsen zu organisieren, zu ersinnen und zu rechtfertigen, benutzt man sie dazu, um den Menschen in zwölfjähriger wohlüberlegter Bestialität zu entmenschen – dann passiert etwas mit ihr. (...) Etwas von der Lüge und dem Sadismus setzt sich im Mark der Sprache fest. (...) Die Sprache gedeiht nicht mehr, sie frischt sich nicht mehr von innen auf...«<sup>12</sup>

Zwar seien die ersten Jahre nach dem Krieg eine Zeit moralischer Prüfung und bekümmertes Rückschau gewesen, doch das Jahr 1948 und die Währungsreform markieren mit Einsetzen des Wirtschaftswunders eine Wende. Eine *andere* Zeit beginnt: die Zeit der Relativierung der Verbrechen, der Dementis, der Leugnung von Mitwisserschaft und die Beteuerung »Wir haben keine Ahnung gehabt, was da vor sich ging. Über Dachau, Belsen oder Auschwitz hat uns kein Mensch was gesagt.«

Die Folge dieser Zeit will Steiner in der Sprache manifestiert sehen:

»Alles vergißt – nur die Sprache nicht. Ist sie erst einmal infiziert mit Falschheit, Lüge und Unwahrheit, kann sie nur mit Hilfe der kräftigsten und vollsten Wahrheit gereinigt werden. Statt dessen aber hat die deutsche Sprache nach dem Kriege einen Werdegang gehabt, der von Verstellung, Heuchelei und vorsätzlichem Vergessen gekennzeichnet war. Die Rückerinnerung an das Grauen der Vergangenheit ist weitgehend getilgt worden, und dies um einen hohen Preis, den die deutsche Literatur heute schon bezahlt.«<sup>13</sup>

## II

Die Herausgeber der Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter* schickten die ungekürzte Fassung von Steiners Essay mehreren »im In- und Ausland lebende(n) Autoren deutscher Sprache, die verschiedenen literarischen Richtungen und Stilarten zugehören«, mit der Bitte, ihre Meinung zu äußern. Steiners Aufsatz sowie die Beiträge von John McCor-

mick und Hans Habe, die ebenfalls Kritik u.a. an der deutschen Gegenwartsliteratur üben, spiegelten – laut Redaktion – eine breite öffentliche Meinung in den USA über das deutsche geistige Leben der Gegenwart wider. Ich beschränke mich im folgenden auf jenen Ausschnitt der Reaktionen, die sich direkt auf Steiners Essay beziehen.

Hilde Spiel setzt als erste – eine wohl überlegte Entscheidung der Redaktion – ein klares Signal: Mit manch anderen teilt sie den Standpunkt, George Steiners »Fehldiagnose« sei auf den verstellten Blick eines *Fremden* zurückzuführen: »George Steiner läßt sich auf Mißverständnisse und Begriffsverwirrungen ein, wie sie dem Fremden oder nicht Heimgekehrten nun einmal unterlaufen.«<sup>14</sup>

Rudolph Krämer-Badoni gibt sich sorglos angesichts der Äußerungen eines Kritikers, der nicht nur in weiter Ferne lebt, sondern auch durch die deutsche Geschichte »huscht« und von Sachkenntnis über die deutsche Nachkriegsliteratur ungetrübt sei: »Er [Steiner A. E.] hat ein bißchen Radio gehört und Zeitung gelesen ... Na und? (...) Machen Sie eine andere Sondernummer, Höllerer«, warnt Krämer-Badoni, »diese wird gespenstisch. Sie handelt von etwas, das es gar nicht gibt.«<sup>15</sup>

Hier lassen sich bereits die Umriss des generellen Abwehrmanövers nachzeichnen: Die wissenschaftliche Redlichkeit – und die Fähigkeit zum tieferen Einblick in die deutsche Wirklichkeit – werden George Steiner abgesprochen. Ist die sachliche Inkompetenz erst einmal festgestellt, braucht man sich mit den Fragen, die sein Aufsatz aufwirft, gar nicht mehr zu befassen. Marcel Reich-Ranicki folgt eben dieser Strategie, wenn auch viel eleganter: »Mit den Thesen von George Steiner kann ich beim besten Willen nichts anfangen.«<sup>16</sup>

Für Steiners Behauptung, die Nachkriegsgeschichte der deutschen Sprache sei eine Periode der Verschleierung und des absichtlichen Vergessens, sieht Ranicki nicht den »Schimmer eines Beweises«. Ranicki verweist dabei auf Autoren wie Andersch, Böll, Grass und Walser, die ja in ihrem Werk die Vergangenheit behandelten. Mit seiner charakteristischen Eloquenz meint Ranicki, sich George Steiners als ernstzunehmendem Beobachter entledigen zu können: »Halten Sie es für möglich,« fragt Ranicki den Herausgeber rhetorisch »daß George Steiner bisher keine Gelegenheit hatte, sich mit den Arbeiten dieser Schriftsteller zu befassen?«<sup>17</sup>

Für den Autor Peter Rühmkorf scheint die argumentative Ernsthaftigkeit von Steiners Text ganz ausgeschlossen zu sein. Rühmkorf kommt prompt zum folgenden Schluß: »Auf der Hand liegt einzig, daß kritischer

Pfusch, wie er hier zur Debatte steht, besser gar nicht debattiert werden sollte.«<sup>18</sup>

Auch für Günther Busch, Herausgeber der renommierten *edition subrkamp*, steht fest, daß lediglich die Qualität der Argumentation zählen soll. Bei Steiner komme diese der Ehrlichkeit eines Falschspielers gleich: »Reduktion vereinfacht, und Vereinfachung besticht – den ersten Blick. Steiner übt Kritik am Zustand der deutschen Sprache. Aber er hantiert mit gezinkten Karten.«<sup>19</sup>

Steiner zeichne die Sprache der Erstarrung und mokiere sich gleichzeitig darüber, daß sie sich vom Fleck bewegt hat. Dies sei ebenso unserios wie der Autor selbst: »Steiners Gebaren ist entlarvend. Er schickt ›Dichtung und Wahrheit‹ gegen die heutigen Gazetten ins Feld. Der Vergleich ist bodenlos.«<sup>20</sup>

Nachdem auf solche Weise zunächst Steiners Ernsthaftigkeit in Zweifel gezogen wird, schließt doch noch der Versuch an, sich mit seiner Argumentation auseinanderzusetzen.

Hilde Spiel beobachtet bei Steiner einen Hang zur Verlebendigung, Vermenschlichung, ja Idolisierung der Sprache.<sup>21</sup> Daß es George Steiner in diesem Essay um eine *bestimmte* Sprache geht, wird allerdings bei ihren systematischen Überlegungen ausgeblendet. Steiners Beweisführung könne nur der zustimmen, der Sprache wesentlich als Mythos begreift. Davon distanziert sich Spiel.<sup>22</sup> Werner Betz, Herausgeber der *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, setzt alles daran, Steiners Argumentation zu trivialisieren. Er kommentiert Steiners Text Punkt für Punkt, um diesen ins Gegenteil zu verkehren. So zitiert Betz George Steiner:

»Sie (die Wörter) blieben an der Front und richteten zwischen dem deutschen Geist und der Wirklichkeit einen Wall des Mythos auf.«<sup>23</sup>

Werner Betz kommentiert diesen Satz folgendermaßen: »Von der etwas seltsamen Topographie, Front, Wirklichkeit, Wall, Mythos, deutscher Geist (...) abgesehen: die Wörter waren das also? Dann ist Hitler wohl völlig unschuldig und nur ein Opfer der Sprache?«<sup>24</sup>

Auch Peter Rühmkorf hält Steiners Sprachbegriff für das fragwürdigste Moment seiner Argumentation. Hierzu merkt er an: »In einem Atemzug spricht George Steiner von der Sprache der Tageszeitung, der Magazine, des Rundfunks, des Bundestages, der Lehr-, Lese- und schöngeistigen Bücher, um dann zu schließen, daß die deutsche Sprache ganz augenscheinlich, ganz ohrenfällig Lärm mache.«<sup>25</sup>

Doch wo – so muß wohl zugunsten Steiners gefragt werden –, wo sollte Steiner nach der Gegenwart der deutschen Sprache suchen, wenn

nicht unter anderem dort? Franz Mon ist der einzige der Kommentatoren, der erwägt:

»Möglicherweise stimmt diese [Steiners A. E.] Diagnose. (...) Das Vernichtungs-KZ der Nazis war in diesem Sinn ›Sprache‹, ehe es in die ›Realität‹ einschlug. Die pseudobiologischen Formulierungen (...), der zu Diensten die Gasöfen errichtet wurden, zeigen noch nichts von dem Grauen, das sie doch bereits enthalten. Die KZ sind ein Beispiel für das fatale Verhältnis zwischen Sprache und Realität, und sie werden uns, je länger es dauert, desto weniger zur Ruhe kommen lassen, nicht nur, weil die Erinnerung eine Funktion der Erwartung ist und um so mächtiger wirkt, je entschiedener eine Zukunft sein soll (...), sondern auch weil sie sich nicht einfach ins Faktische abschieben lassen, wie ein Erdbeben oder eine Krankheit, vielmehr als sprachentsprungen gegenwärtig bleiben, solange gesprochen wird.«<sup>26</sup>

Bemerkenswert ist die lange Antwort auf Steiners Aufsatz, die Hans Weigel geschrieben hat. Weigel, der die »Anschluß«-Jahre im Schweizer Exil überlebte, war besonders in den ersten Nachkriegsjahrzehnten ein einflußreicher österreichischer Literaturkritiker. In seiner Antwort stellt Weigel einleitend fest:

»Im Zeitalter deutscher Selbstzerfleischung und deutscher Minderwertigkeitsgefühle, in den Jahren seit 1945 erreicht das Gerede vom Sprachverfall erklärbare, aber unberechtigte maximale Dimensionen.«<sup>27</sup>

Mit einer nicht leicht zu überhörenden Abgrenzung gegenüber dem vermeintlichen *Nichteuropäer* Steiner richtet sich Weigel ausdrücklich an sein mitteleuropäisches Publikum: »Unter uns Mitteleuropäern gesagt: Die Gegenwart mag nicht viel wert sein; aber mehr Wert als die zwanziger Jahre, zukunftsreicher als die zwanziger Jahre ist sie gewiß, im Hinblick auf die Künste und nicht nur auf sie!«<sup>28</sup>

Den Essay *Das hohle Wunder* nutzt Weigel dazu, über den *eigentlichen* Fall und den *eigentlichen* Aufstieg der deutschen Sprache in unserem Jahrhundert nachzudenken:

»Man muß es denen, welche es miterlebt haben, in Erinnerung rufen, und vor allem denen, welche es nicht miterlebt haben, eindringlich mitteilen, schonungslos, klipp und klar: Die Sprache war im Zeitraum zwischen den Weltkriegen erstarrt, verschlampt, journalisiert, vernachlässigt, unbetreut, degeneriert, heruntergekommen, im Verfall, in Auflösung.«<sup>29</sup>

Für denjenigen Leser, der noch nicht begriffen hat, was zu diesem Verfall der deutschen Sprache geführt haben mag, folgt der Verweis auf Formulierungen bei Franz Werfel und Hofmannsthal:

»Es ist ein zentraleuropäisches Unglück, daß man sich scheut, gewisse Autoren ungehemmt zu kritisieren, daß man insbesondere davor zurückschreckt, von ›jüdeln‹ oder von ›mauscheln‹ zu reden oder zu schreiben. (...) Es ist ein zentraleuropäisches Unglück, daß man aus begreiflicher Scheu, mißverstanden zu werden, allen jenen, welche vom Nationalsozialismus, seiner Rassengesetzgebung und seinen Vernichtungsaktionen betroffen oder bedroht waren, ein Mittelding zwischen Narrenfreiheit und Denkmalschutz zuteil werden läßt, daß berechnete Kritik im Zug einer unbegründeten ›Wiedergutmachung‹ zurückgehalten wird.«<sup>30</sup>

»Mauscheln« und »Jüdeln« bezieht sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur auf einen »typisch jüdischen« Tonfall oder Artikulationsweise, sondern auf die Handlungsweise von Juden. »Mauscheln« und »Jüdeln« war, wie Sander Gilman in seiner bedeutenden Studie *Jüdischer Selbsthaß* hervorhebt<sup>31</sup>, das Symbol für das »verlogene, betrügerische, und materialistische Handeln von Juden«. Der Rückblick von Hans Weigel über die Lage der deutschen Sprache zwischen den Weltkriegen stellt ein erbärmliches Beispiel jüdischen Selbsthasses dar. Mußte doch Hans Weigel wegen seiner jüdischen Herkunft selbst vor dem nazistischen Wahn fliehen. Das Reden von »Jüdeln« reichte Hans Weigel noch immer nicht, um die deutsche Sprache in Schutz zu nehmen. Weigel stellt fest:

»Auf die Nach-, Zwischen- und Vorkriegszeit folgte für Österreich die deutsche Okkupation und Beteiligung am zweiten Weltkrieg – eine Ära, die sicherlich dem Erstarken und Aufblühen der Sprache nicht förderlich war, wenn auch die Gerechtigkeit um die Feststellung nicht herumkommt, daß der rede- und wortmächtige Joseph Goebbels seine Muttersprache vermutlich besser beherrscht hat als etwa Franz Werfel.«<sup>32</sup> Mit den Jahren nach dem »Jahr Null« beginnt für Weigel »eine Blütezeit sondergleichen«:

»Eine Generation von Autoren deutscher Sprache entstand, im oder nach dem ersten Weltkrieg geboren, ungerufen, nicht gefördert, kaum zur Kenntnis genommen, unbedankt. Nach Jahrzehnten des Niedergangs und der Ratlosigkeit, des Verkommens und Verschlampens, nach Jahren des apokalyptischen Chaos waren sie auf einmal da, durch die Schulen der NS-Zeit und die Hölle der Kriegszeit hindurchgegangen wie Tamino und Pamina durch Wasser und Feuer, frierend, unbehaust, ungeleitet, und sie begannen zu schreiben. Gott sprach: Es werde Deutsch! Und es ward Deutsch.«<sup>33</sup>

Solche Worte sprechen meines Erachtens für sich.

Dieser Blick auf einige der Reaktionen zeigt: Die im »In- und Ausland

lebenden Autoren deutscher Sprache« fühlen sich nach der Lektüre von George Steiners Essay zutiefst gekränkt und beleidigt. Dabei nehmen sie diese »Beleidigung« nicht unbedingt persönlich, sondern beziehen sie auf die *deutsche Sprache* an sich. Fünfzehn Jahre nach dem Niedergang des Nationalsozialismus scheint die Zeit noch nicht reif für die Frage zu sein, wie sich die deutsche Sprache und die Literatur zu alledem, »was geschah« – wie Paul Celan die Shoah umschrieb – verhalten. Man fühlt sich in die Pflicht genommen, das Abstraktum *Deutsche Sprache* und über sie gezwungenermaßen die deutschen Nachkriegsautoren vor der Verantwortungs- und Schuldfrage zu bewahren. Beim Lesen dieser Antworten entsteht der Eindruck, als ob der Fremde, George Steiner einfach nicht wahrgenommen hätte, daß mit dem Urknall 1945 ein neues Land entstanden sei, deren Autoren binnen 15 Jahre alle erdenkliche Fragen zur jüngsten Vergangenheit bereits gestellt haben. Dabei wird die apologetische Verstrickung der Steiner-Kommentatoren immer fraglicher. So schreibt Hilde Spiel über die deutschen Nachkriegsautoren:

»Diese Dichter sind unter uns. Sie leben nicht als ›Stille im Lande‹, sondern sind auf allen Rednertribünen, in allen polemischen Zeitungsspalten zu sehen. Und sie dringen ins Volk, soweit das Volk, vom Ladenbesitzer bis zum Großindustriellen, sich literarisch durchdringen läßt. Mag sein, daß die deutschen Bürger jene Bücher, die sie sich fromm aufs Regal stellen, niemals lesen. (...) In England, Frankreich und Amerika aber, endlich sei's gesagt, besitzen die meisten Bürger nicht einmal ein Bücherregal.«<sup>34</sup>

Die Hoffnung, durch einen Vergleich mit anderen Sprachen und Kulturen die Gegenwart der deutschen Sprache und Literatur von beunruhigenden Fragen zu verschonen und das moralische Profil des neuen Deutschlands über alle Zweifel hinweg hervorzuheben, zeichnet auch die Haltung von François Bondy aus:

»Die guten deutschen Autoren der letzten Jahre haben eine Sprache, die anderen europäischen Sprachen als literarischer Ausdruck nicht nachsteht. (...) Gibt es denn heute noch eine Kultur, von deren Höhe der Absturz in die Sprache der ›Verfügung‹, der pedantischen Bestialität, der Verlogenheit und der substanzlosen Banalität unmöglich oder besonders schwer vorstellbar ist?«<sup>35</sup>

Für Peter Rühmkorf verkörpert die deutsche Nachkriegsliteratur gar eine Erscheinung, an der sich ein »unverdächtiger« deutscher Patriotismus bilden dürfe. Mit Blick auf Steiners Essay stellt er fest: »Hier scheinen einzig Wunsch und Zwang die Eltern der Gedanken gewesen zu sein,

und ganz offensichtlich war es den Verfassern weniger unangenehm, an das selbstverfertigte Teufelsbild zu glauben, als sich auf das verquere Mit- und Gegen- und Durcheinander progressiver und reaktionärer Tendenzen in Deutschlands Nachkriegsgesellschaft, in Deutschlands Literatur einzulassen.«<sup>36</sup> Das Genitivum »Deutschlands Literatur« deutet einerseits leise aber deutlich auf den letzten Patriotismus hin, der noch erlaubt blieb. Andererseits zeigt sich, daß Steiner mit seinem essayistischen Nachdenken über die deutsche Sprache nach der Shoah tatsächlich einen sensiblen Nerv getroffen hat. Die Literatur ist diesem Genitivum Deutschland leibhaftig verbunden, und wenn man sie kritisch betrachtet, betrachtet man eben *Deutschland* kritisch.

### III

Sowohl Ansatz als auch Stil der Wortmeldungen zu Steiners Thesen erinnern unmittelbar an *andere* Diskussionen in der nachkriegsdeutschen Öffentlichkeit. Die Haltung und Gestik der Beteiligten bieten uns die Möglichkeit, über Struktur und Verlauf ähnlicher Debatten nachzudenken. Der kürzlich aufflammende *Goldhagen*-Streit darf in diesem Zusammenhang nicht fehlen.

1963, 1996 und manch andere Debattenjahre dazwischen laden in der Tat dazu ein, über die Sprache im allgemeinen und über die deutsche Sprache im besonderen nachzudenken: nachzudenken über die *hohle Sprache*. Denn wie hohl wirkt eine Sprache, die Debatten im Keim ersticken läßt, nur weil sich darin die Gefahr einer kritischen Perspektive verbergen könnte? Es ist somit beinahe ironisch, Steiners Text selbst auf dem Hintergrund dieser vorgetragenen *hohlen* Antworten zu lesen: etwa die Antwort von Werner Betz auf die Frage Steiners: »wie soll das Wort »spritzen« je wieder gesunde Bedeutung gewinnen, nachdem es für Millionen Menschen das Kennzeichen für das vom Messer spritzende Judenblut war?« Betz antwortet irritiert:

»Die immer neue Verwendbarkeit der Zeichen, so schmerzlich sie im einzelnen Fall auch empfunden werden mag, gehört nun eben einmal zu den Grundeigenschaften jeder Sprache.«<sup>37</sup>

»Nun eben einmal«, ohne eine Spur von Unsicherheit. Nicht der geringste Versuch, über die Verwendbarkeit eines sehr bestimmten Zeichens, in einer sehr bestimmten Sprache, in einer sehr bestimmten Zeit nachdenken zu wollen, ist hier zu erkennen.

George Steiner zitiert eine Tagebuchnotiz von Klaus Mann aus dem Jahre 1940, in der sich Mann fragt: »Ob wohl die deutsche Sprache Hölderlins und Nietzsches durch Hitler geschändet worden ist?« Auf Steiners Mann Zitat antwortet der Herausgeber der *edition suhrkamp*: »Gehört es zum guten Ton, die Sprache zu schmähen? sie zum Sündenbock für unsere Fahrlässigkeit und für unser Versagen zu stempeln?«<sup>38</sup>

Fast einheitlich steht die Front zur Verteidigung der Stellung der deutschen Sprache. Bis auf Franz Mon sind sich alle darüber einig, daß die Frage der Wechselbeziehungen zwischen Sprache und politischer Unmenschlichkeit im deutschen Kontext einfach *uninteressant* ist. Wie Klaus Briegleb bereits beobachtete, schließt der Versuch jener antwortenden Autoren, Steiners Essay mit Metaphysik gleichzusetzen, beinahe jede Art von Neugierde, jegliche Bereitschaft, sich mit bedrohlichen Fragen auseinanderzusetzen, aus.<sup>39</sup> Dabei wird Steiners Bemerkung, daß die Rückerinnerung an das Grauen der Vergangenheit weitgehend getilgt worden sei, nur bestätigt.

Zugegeben: In George Steiners Nachdenken über die deutsche Sprache und Nachkriegsdeutschland stimmt das theoretische Gleichgewicht kaum. Steiners Sprachauffassung in *Das hohle Wunder* ist pompös, tendiert dazu, der Sprache allerlei zuzuschreiben, was sich in ihr kaum finden läßt. Der unterschwellige Ton von Selbstfeierlichkeit und Selbstherrlichkeit, der auch sonst im Subtext der Schriften Steiners nicht zu überhören ist, rät zu einem hohen Maß an Vorsicht bei der Überprüfung seiner eigentlichen Aussagen.<sup>40</sup> Doch es ist wahrscheinlich Steiners breit aufgefaßter Vorschlag, durch das Medium der Sprache über das prachtvolle Wunder Nachkriegsdeutschland zu reflektieren, der hier maßgebend für die Verstörung verantwortlich ist. Denn wie kann man ansonsten die tiefe Beleidigung derer erklären, die sich 1963 am öffentlichen Diskurs eines Landes beteiligen, in welchem so viele gering oder gar unbestrafte NS-Täter leben und Karriere machen? 1963 hat noch kein führender deutscher Politiker in Warschau um Vergebung gebeten. Die Bundesrepublik Deutschland hatte zu diesem Zeitpunkt den jüdischen Staat völkerrechtlich nicht einmal *diplomatisch* anerkannt. Noch keine zwanzig Jahre sind seit dem Niedergang des deutschen Reiches vergangen. Wer stellt die Mehrheit dieses Volkes dar? Wer ist Ladenbesitzer oder Großindustrieller? Wer spricht oder schreibt die auf so wundersame Weise schnell und gründlich entnazifizierte deutsche Sprache? Es ist nicht besonders verwunderlich, daß Hilde Spiel, Reich-Ranicki und Hans Weigel als bekannte jüdische Intellektuelle, die das sogenannte

Fremde hinter sich gelassen haben, bereit waren, die deutsche Nachkriegsliteratur zu verteidigen. Es ist aber geradezu symptomatisch, daß nicht *andere*, die sich biographisch anders entschieden haben, nach ihrer Meinung gefragt worden sind. Weder Hannah Arendt, noch Gerschom Scholem, Paul Celan oder Nelly Sachs sind in die Debatte einbezogen worden. Die gefrorene Sprache, auf die Steiner hinweist, steht also in einem engen Bezug zum eigentlichen Wunder: dem Wunder nämlich, daß sich in diesem neuen Deutschland oder im nahen Ausland Schriftsteller und Kritiker aufhalten, denen es offensichtlich so schwer fällt, dem Volk, »vom Ladenbesitzer bis zum Großindustriellen«, beunruhigende Fragen zu stellen. Gewiß, George Steiner hat nur eingeschränkt recht, wenn er behauptet, daß die deutsche Sprache *kracht*. Es ist vielmehr der öffentliche Diskurs in diesem Land, in dem es so deutlich *kracht*. Es ist die unreflektierte Bindung von Autoren und Intellektuellen an ein Sprachideal, die damals, 1963, aber, wenn auch auf unterschiedliche Weise, sogar heute noch »Krach macht«.

Im Jahre 1993 nimmt der aus Preßburg/Bratislava stammende Lyriker Tuvia Rübner den Ruf eines assoziierten Mitglieds der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung an. Rübner, der während der Shoah seine ganze Familie verloren hat, bemerkt in seiner Antrittsrede:

»Sprache rein realiter gesehen, ist moralisch indifferent. Aber es gibt auch eine Idee der Sprache, wonach sie sowohl Spiegel des Menschen und seiner Lebensumstände nach Zeit und Ort ist, und Ohnmacht der Sprache beispielsweise Ohnmacht des Menschen widerspiegelt – als auch sein Richtmaß.«<sup>41</sup>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Friedrich Handt, »Das hohle Wunder. Bericht über drei Aufsätze von George Steiner, John McCormick und Hans Habe«, in: *Sprache im technischen Zeitalter*, 6/1963, Berlin 1963, S. 431-450 [von nun an abgekürzt als STZ]. Der Hinweis auf das Echo in den USA, S. 432.
- 2 Ebd., S. 431.
- 3 George Steiner, »Das hohle Wunder«, in: George Steiner, *Sprache und Schweigen. Essay über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*. Frankfurt am Main 1969, S. 129-146; hier S. 129.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., S. 130.
- 6 Ebd., S. 131.
- 7 Ebd.

- 8 Ebd., S. 132.
- 9 Ebd., S. 133.
- 10 Ebd., S. 134.
- 11 Ebd., S. 135.
- 12 Ebd., S. 137.
- 13 Ebd., S. 146.
- 14 Hilde Spiel, »Für und wider die deutsche Literatur«, in: STZ, S. 450.
- 15 Rudolf Krämer-Badoni, »Handwerkliche Grundsätze«, in: STZ, S. 469.
- 16 Marcel Reich-Ranicki, »Nicht der Schimmer eines Beweises«, in: STZ, S. 465
- 17 Ebd.
- 18 Peter Rühmkorf, »Schau- und Pardestücke eines Denkstils«, in: STZ, S. 469.
- 19 Günther Busch, »Anmerkungen zur Sprachkritik«, in: STZ, S. 472.
- 20 Ebd., S. 472.
- 21 Spiel, »Für und wider die deutsche Literatur«, S. 450.
- 22 Ebd., S. 451.
- 23 Werner Betz, »Nicht der Sprecher, die Sprache lügt«, in: STZ, S. 462.
- 24 Ebd., S. 462.
- 25 Rühmkorf, »Schau- und Pardestücke eines Denkstils«, S. 470.
- 26 Franz Mon, »Sprache ohne Zukunft«, in: STZ, S. 467-468
- 27 Hans Weigel, »Blühende Sprache in einem aufgetauten Land«, in: STZ, S. 453-458, hier, S.453.
- 28 Ebd., S. 453.
- 29 Ebd., S. 454.
- 30 Ebd., S. 455.
- 31 Vgl. Sander Gilman, *Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. Frankfurt am Main 1993, hierzu S. 95 ff.
- 32 Weigel, »Blühende Sprache in einem aufgetauten Land«, S. 456.
- 33 Ebd., S. 457.
- 34 Spiel, »Für und wider die deutsche Literatur«, S. 452.
- 35 François Bondy, »Die Sprache als Gefäß einer Geschichte«, in: STZ, S. 459.
- 36 Rühmkorf, »Schau- und Pardestücke eines Denkstils«, S. 471.
- 37 Betz, »Nicht der Sprecher, die Sprache lügt«, S. 463.
- 38 Busch, »Anmerkungen zur Sprachkritik«, S. 475.
- 39 Klaus Briegleb, *Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978-1988*. Frankfurt am Main 1989, S. 327 (Fußnote) ff.
- 40 Ich möchte hier auf zwei Beiträge des Verfassers, die George Steiners Sprachauffassung kritisch beleuchten, verweisen: »Auschwitz als Metapher. Zu Jakob Hessings »Gedichte nach Auschwitz«, in: *Merkur*, H. 530, Mai 1993, Stuttgart 1993, und »Auschwitz und seine Metaphern«, in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, H. 5, Oktober-November 1993, Hamburg 1993
- 41 Tuvia [so im Original] Rübner, »Ist die Kunst des Friedensschließens eine Wortkunst? Einige Überlegungen«, in: *Jahrbuch der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* 1993, Göttingen 1994, S.113-122, hier S. 116.